Comunità Luterana di Roma

Buß- und Bettag, 18. November 2026

Predigttext: Jesaja 1, 10–18 Prädikantin Anna Belli

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,
wir nähern uns dem Ende des Kirchenjahres.
Nach dem Sommer haben wir einen Weg des Nachdenkens begonnen.
Das Erntedankfest hat uns über das Leben als Geschenk der Gnade Gottes und über die Gaben des Lebens nachdenken lassen. Wir haben über Dankbarkeit und über unsere Verantwortung im Umgang mit den Ressourcen und der Umwelt nachgedacht.
Am Reformationsfest haben wir über die Gnade Gottes nachgedacht, die uns von der Notwendigkeit befreit, uns das Heil selbst verdienen zu müssen. Wir haben über die Freiheit eines Christenmenschen nachgedacht, der „ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan“ ist und zugleich „ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan“. Und wir haben über die Gewissensfreiheit nachgedacht und über die Verantwortung, im Einklang mit unserem Glauben zu leben.
Am kommenden Sonntag, dem Ewigkeitssonntag, werden wir der Verstorbenen gedenken und über den grenzenlosen Horizont meditieren, den Gott uns im ewigen Leben verheißt. Auch dies ist ein Geschenk seiner Gnade.
Der heutige Buß- und Bettag ist eine besondere Etappe auf diesem Weg. Zunächst einmal ist heute kein Sonntag. Es ist Mittwoch. Ein Tag, der nicht dauerhaft dem Gottesdienst für den Herrn gewidmet ist. Heute denken wir über unsere gesellschaftlichen Versäumnisse nach – als Einzelne, als soziale Gruppen und als Gesellschaft insgesamt. Wir können es auch so sagen: Thema des heutigen Sonntags ist unsere politische Verantwortung. Denn Entscheidungen zu treffen, die das gesellschaftliche Zusammenleben betreffen, genau das ist Politik.
Politik ist die Kunst, die Interessen der verschiedenen Gruppen, die die Gesellschaft bilden, so weit wie möglich in Einklang zu bringen und dabei zu versuchen, den Bedürfnissen aller gerecht zu werden.
Nun geht es hier nicht darum, in Kategorien der Zugehörigkeit zu dieser oder jener Partei zu denken. Sondern eben darum, als Christinnen und Christen zu überlegen, wie wir Glaube und Politik miteinander in Einklang bringen sollen.
Welche Anliegen, welche Interessen der Christen sollen wir in den öffentlichen Diskurs einbringen? Was sind unsere Prioritäten?
Hier kommt uns der heutige Predigttext aus dem Buch Jesaja zu Hilfe. Ich lese den Text:

10 Höret des Herrn Wort, ihr Herren von Sodom! Nimm zu Ohren die Weisung unsres Gottes, du Volk von Gomorra! 11 Was soll mir die Menge eurer Opfer?, spricht der Herr. Ich bin satt der Brandopfer von Widdern und des Fettes von Mastkälbern und habe kein Gefallen am Blut der Stiere, der Lämmer und Böcke. 12 Wenn ihr kommt, zu erscheinen vor meinem Angesicht – wer fordert denn von euch, dass ihr meine Vorhöfe zertretet? 13 Bringt nicht mehr dar so vergebliche Speisopfer! Das Räucherwerk ist mir ein Gräuel! Neumond und Sabbat, den Ruf zur Versammlung – Frevel und Festversammlung – ich mag es nicht! 14 Meine Seele ist feind euren Neumonden und Jahresfesten; sie sind mir eine Last, ich bin’s müde, sie zu tragen. 15 Und wenn ihr auch eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen vor euch; und wenn ihr auch viel betet, höre ich euch doch nicht; denn eure Hände sind voll Blut. 16 Wascht euch, reinigt euch, tut eure bösen Taten aus meinen Augen. Lasst ab vom Bösen, 17 lernt Gutes tun! Trachtet nach Recht, helft den Unterdrückten, schafft den Waisen Recht, führt der Witwen Sache!

18 So kommt denn und lasst uns miteinander rechten, spricht der Herr. Wenn eure Sünde auch blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden, und wenn sie rot ist wie Purpur, soll sie doch wie Wolle werden.

Jesaja stellt uns eine klare und unbequeme Wahrheit vor: Gott hat kein Interesse an der Einhaltung religiöser Formen und Riten, wenn diese nicht mit Gerechtigkeit im Alltag verbunden sind.
Gott möchte, dass wir den Geist seiner Gebote achten und nicht nur den Buchstaben der Riten.
Er möchte, dass wir nach der Verwirklichung seines Reiches streben.
Damit uns das gelingt, ist eine Umkehr des Herzens und des Geistes notwendig.
Auf individueller Ebene ist jeder von uns dazu berufen, sich innerlich zu verändern. Jeder von uns ist aufgefordert, so zu leben, dass er auch das Gemeinwohl im Blick hat und nicht nur das eigene Interesse. Dies hat eine Veränderung unseres individuellen Verhaltens zur Folge.
Andererseits leben wir nicht als voneinander losgelöste Individuen. Wir leben als Menschen, die in eine Gesellschaft eingebettet sind. Die Gesellschaft, in der wir zum Handeln berufen sind, besteht aus verschiedenen Gruppen. Und sie hat eine eigene Grundkultur. Das bedeutet, dass sich unser Handeln – sowohl als Einzelne als auch als Gruppe von Christen – in den besonderen historischen Kontext der jeweiligen Gesellschaft einfügt.
Wir hier in Rom, als eine von Deutschen gegründete evangelische Gemeinde, wissen davon ein Lied zu singen. In Italien ist der Lebenskontext von einer Kultur – auch einer politischen Kultur – geprägt, die durch ein ganz spezifisches Verhältnis zwischen Glaube und Politik gekennzeichnet ist. Dieses unterscheidet sich von dem Verhältnis zwischen Politik und Religion, wie es in Deutschland oder in den protestantischen Ländern gelebt wird.
Für einen Italiener ist es zum Beispiel erstaunlich, dass es in Finnland möglich ist, im Dom von Helsinki einen Gottesdienst zum Amtsantritt des finnischen Staatspräsidenten zu feiern. Denn hier in Italien ist der historische Weg ein anderer gewesen. Nicht nur wegen der im Mittelalter nicht immer friedlichen Beziehungen zwischen Sonne und Mond, also zwischen Papsttum und Kaisertum. Im Jahr 1870 besiegten die Preußen die Franzosen bei Sedan. Infolgedessen zog Frankreich die Truppen ab, die den Papst und seinen Kirchenstaat schützten, und die Italiener rückten in Rom ein. Papst Pius IX. reagierte mit zwei sehr schwerwiegenden Schritten: 1. Er exkommunizierte den König von Italien (und hob die Exkommunikation erst kurz vor dem Tod des Königs wieder auf) und 2. er verbot den Katholiken, sich am politischen Leben des Königreichs Italien zu beteiligen.
So entstand die Römische Frage, die erst 1929 mit den Lateranverträgen gelöst wurde. In Italien hat sich auf diese Weise das Prinzip der „freien Kirche im freien Staat“ (*libera Chiesa in libero Stato*) durchgesetzt und tief verwurzelt. Das ist der Grund, warum in der Geschichte der Republik nicht einmal die frömmsten unter den christdemokratischen Präsidenten jemals an einer offiziellen Messe zum Antritt ihres Amtes als Staatspräsidenten teilgenommen haben.
Diese Trennung der politischen und der religiösen Sphäre klingt auch in dem an, was Jesus in Markus 12, 17 sagt: „So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ Einerseits lädt uns dieses Prinzip ein, die weltliche Obrigkeit und die Eigenständigkeit der Politik zu respektieren. Andererseits zieht es aber eine klare Grenze: Der Kaiser ist in der staatlichen Ordnung zu achten, aber er darf nicht das beanspruchen, was allein Gott gehört – nämlich unser Gewissen, unsere Treue zum Herrn und letztlich uns selbst.
Andererseits: Wenn wir als Christinnen und Christen die Existenz der staatlichen Obrigkeit positiv bewerten sollen, haben wir auch die Pflicht, für sie zu beten, damit sie die Macht zum Gemeinwohl aller Teile der Gesellschaft einsetzt und nicht als Selbstzweck oder um lediglich die Interessen eines einzigen, kleinen und mächtigen Teils der Gesellschaft zu wahren.
Wie schaffen wir es also, uns in diesem Raum zu bewegen, ohne den Weg zu verlieren? Im wirklichen Leben können wir zur Orientierung die Sterne nutzen. Wir erkennen am Himmel die Sternbilder, in denen die Abstände zwischen bestimmten Sternen ein Muster bilden. Und einer der Sterne dieses Sternbildes zeigt uns, welche Richtung wir einschlagen müssen. Wir schauen auf das Sternbild des Kleinen Bären und erkennen den Polarstern. So ist es auch mit dem Glauben und der

Orientierung in der Politik. Wir haben ein Sternbild, in dem es verschiedene Sterne gibt. Und wir haben den Polarstern: Christus. Die Sterne des Sternbildes entsprechen den Texten des Alten und Neuen Testaments, die uns sagen, wie wir unsere Prioritätenliste aufbauen sollen: die Zehn Gebote, das Vaterunser, die Bergpredigt mit den Seligpreisungen und all die Worte Jesu über das Reich Gottes und darüber, wie wir uns zur Welt verhalten sollen: Seid „klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben", „gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist". Und ich denke, jeder von uns könnte noch weitere Bibelstellen hinzufügen. Doch was all diesen Stellen ihren Sinn gibt, ist der Stern, auf den sie zulaufen – und das ist Jesus Christus. Und ganz sicher können wir auch den heutigen Text aus Jesaja hinzufügen, insbesondere diese Worte: „Lasst ab vom Bösen, lernt Gutes tun! Trachtet nach Recht, helft den Unterdrückten, schafft den Waisen Recht, führt der Witwen Sache!"
Und wenn uns diese Stellen sagen, wie wir handeln sollen, gibt es auch andere, die uns sagen, was wir nicht tun dürfen. Zum Beispiel das Gleichnis vom Pharisäer und vom Zöllner. Es handelt nicht direkt von Politik und bietet uns dennoch ein wertvolles Kriterium: Man kann das eigene Sein und auch das eigene öffentliche Handeln nicht darauf gründen, „nicht so zu sein wie ein anderer". Die Grundlage unseres Engagements muss positiv sein. Das ist eine heute überaus dringende Überlegung, wenn man beim Lesen der Zeitungen, beim Scrollen durch die sozialen Netzwerke oder beim Zuhören in Fernsehdebatten den Eindruck gewinnt, dass es für viele nur noch darum geht, sich durch Abgrenzung zu definieren, und man sich damit begnügt, „nicht so zu sein wie" der Gegner aus einer anderen Partei.
Im Gegensatz dazu erlaubt uns unser Sternbild, positive und konkrete Werte ganz oben auf die Liste der Prioritäten zu setzen: zuallererst die Treue zu Gott und zu unserem Gewissen sowie die Unantastbarkeit des menschlichen Lebens.
Sodann die Verwirklichung des Reiches Gottes, in dem der biblische Friede herrscht, der *Schalom*: Das ist nicht bloß die Abwesenheit von Krieg, sondern Gerechtigkeit und Harmonie zwischen den Menschen und gesellschaftlichen Gruppen. Daraus ergeben sich das Hören auf die Bedürfnisse aller, der Schutz der Schwachen – der Waise, der Witwe und der Unterdrückten, von denen Jesaja spricht – und der Kampf gegen Ungerechtigkeiten. Aber auch die Förderung von Begabungen, damit so viele Menschen wie möglich ihre Fähigkeiten entfalten können – zu ihrer eigenen Entfaltung und zum Wohl der gesamten Gesellschaft.
Das beste Werkzeug, das uns zur Verfügung steht, um diese Ziele zu verfolgen, ist der Dialog. Wir Christen leben vom Wort Gottes; wir haben ein begründetes Vertrauen in das menschliche Wort als Instrument der Verständigung, der Erforschung der Welt und der Lösung von Konflikten. Das menschliche Wort, dem gegenüber wir vorsichtig sind, ist jenes Wort, das darauf abzielt, das Wort Gottes zu verdrängen oder zu manipulieren.
Wir glauben an das Wort, das den Dialog sucht, weil wir an das Wort Gottes glauben, das fähig ist zu versöhnen und neue Wege zu finden, selbst dort, wo es keine zu geben scheint.
Heute, am Buß- und Bettag, hilft uns das Wort Jesajas, das Sternbild zu erkennen, an dem wir uns orientieren können. Denn im Abschnitt aus Jesaja so verheißt uns der Herr: „So kommt denn und lasst uns miteinander rechten. Wenn eure Sünde auch blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden." Wenn wir uns von seiner Gnade reinigen lassen, wird sich unser Herz verändern und sich für die Schwächsten öffnen. Es ist diese Gnade, die uns wieder auf den Weg bringt. Befreit von der Last der Schuld und geleitet vom Licht unseres Polarsterns, von Christus, können wir in unser Leben hier in Rom und in Deutschland zurückkehren, an unsere Arbeitsplätze und in das gesellschaftliche Leben, um Zeugen des Dialogs, der Gerechtigkeit und des Friedens zu sein. Amen.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.